

Subjekt oder Objekt

Die Zukunft der Menschheit aus dem Geist der Petrischale

Von Martin Altmeyer

Bioteknologie, so scheint es, hat die Rolle der obsolet gewordenen Sozialutopien übernommen. Das zukünftige Paradies der Menschheit werde in den Lebenswissenschaften bereitet, schwärmte das Zentralorgan des gebildeten Konservatismus, bevor Frank Schirrmacher, Patrick Bahners und Christian Geyer entdeckten, dass die Verdinglichung des Embryos zur Biomasse das ganze Projekt zu diskreditieren droht. Seitdem tobt der Streit über das kulturelle Selbstverständnis der Gattung und die ethischen Grenzen, die sie ihrem faustischen Drängen in die Geheimnisse menschlichen Lebens abringen muss.

In den Warnungen vor den Fieberschüben der Utopie wird freilich die Frage gerne an den Rand geschoben, ob wir überhaupt alles können werden, was einmal zu können wir behaupten. Die spektakulären Aussichten auf eine Neuschöpfung der Gattung, auf eine Befreiung der Menschheit von den Zufällen der Natur, auf die Übernahme der Evolution durch den Homo sapiens – sie sind von beklemmender Schlichtheit, wenn man den hohen Ton, die eitle Selbstgefälligkeit und die auffälligen Züge des Bizarren einmal außer Acht lässt, mit der sie von den neuen Wissenschaftspriestern verkündet werden. Das biotechnologische Credo wird durch drei eng miteinander verknüpfte Leitideen bestimmt, die im interdisziplinären Gegenwartsdiskurs der Humanwissenschaften längst obsolet geworden sind. Der biologistische Determinismus eines genetisch programmierten Menschen folgt einem überholten Kausalmodell von Ursache und Wirkung (1). Der materialistische Reduktionismus klammert mit der Frage nach der Emergenz psychischer Phänomene eine Konstitutionsbedingung der *conditio humana* aus (2). Die naturalistische Amöbensage vom Menschen, der sich aus der Zelle entwickelt wie der Apfel aus dem Kern, ignoriert den »intersubjective turn«, der in den Humanwissenschaften stattgefunden hat (3). Diese Einwände, die ich andernorts bereits vorgetragen habe, will ich hier zusammenfassen.

1. Kausalität

Das Humangenom ist ein im Geschosshagel der Sequenzierroboter entstandenes Laborprodukt, mit dem wir uns eine generierende Wirkung konzeptionell plausibel machen. Die Funktionen, die wir diesem im Erbgut verborgenen genetischen Programm aufgebürdet haben, hat die Evolution jedenfalls in einem komplexen Zusammenspiel geregelt, an dem viele Akteure des Lebens beteiligt sind. Die allfälligen Rückkoppelungen werden durch Entwicklungsphase, Organumgebung und Umwelteinflüsse reguliert und produzieren nicht-lineare Wechselwirkungen, die sich unserer Kenntnis weitgehend entziehen. Beim Organismus haben wir es mit einem hochkomplexen und ökologisch vernetzten System zu tun, dessen Bildung keiner Logik der Kausalität folgt. Die Gene, wenn man sie als Ursachen verstehen möchte, müssen sich jedenfalls ständig mit den zirkulären Turbulenzen ihrer eigenen Wirkungen befassen, um Kurs zu halten.

2. Reduktionismus

Das Humangenom-Projekt gibt uns keine Auskunft auf die alte Frage, wie Geistiges aus Materiellem, wie Seelisches aus Körperlichem, wie Bewusstsein aus Nicht-Bewusstsein entsteht. Bei unseren Antwortversuchen landen wir immer noch im cartesianischen Dualismus oder im Idealismus christlicher, zen-buddistischer oder esoterischer Provenienz, der den Geist aus dem Geist erschafft. Dabei hat die Neurobiologie ihre ergebnislose Suche nach dem Homunculus im Kopf längst aufgegeben: Neuronale Prozesse werden nicht hierarchisch von einem Konvergenzzentrum aus, sondern in einer dezentralisierten Netzwerkarchitektur geregelt. Das Gefühl des eigenen Selbst, so die Hypothese der neueren Hirnforschung, entsteht durch soziale Interaktion: Ich lerne mich aus der Perspektive eines anderen Ich zu betrachten, das mir im Du Identität zuerkennt.

3. Monadentheorie

Der Mensch generiert sich – im Rahmen seiner auch genetisch begrenzten Möglichkeiten – über Prozesse der Identifikation, der

Abgrenzung, der Projektion, wie uns die Psychoanalyse zeigt. Das Selbst ist keine Monade. Das Ich bedarf der Erfahrung eines Alter ego; es enthält die Geschichte seiner Objektbeziehungen als weitgehend unbewusste Sedimente sozialer Erfahrung. Die These einer intersubjektiven Genese des Subjekts begleitet einen Paradigmenwechsel, der – vom »linguistic turn« der Sprachphilosophie und den Sozialwissenschaften ausgehend – inzwischen auch die Systembiologie erreicht hat. Die Vorstellung von der Regeneration der Gattung durch manipulative Eingriffe in die Erbsubstanz ist insofern eine hausbackene ingenieurtechnische Vision, der eine veraltetes Wissenschaftsparadigma zugrundeliegt.

Der Anspruch des biowissenschaftlichen Szientismus, in das organische Substrat unter der Idee von Planung, Formung, Verbesserung einzugreifen, ist aus all diesen Gründen schon nicht einlösbar. Autopoietische Systeme – um solche handelt es sich sowohl bei Individuen als auch bei der Evolution – lassen sich nicht gezielt von außen steuern. Wenn man in sie eingreift, weiß man bei der Komplexität der Wechselwirkungen nicht, was passiert. Die eigentlichen Probleme einer Gattungsethik, die durch Biotechnologie und Reproduktionsmedizin aufgeworfen werden, liegen woanders. Deren Verfügungsanspruch, darauf weist Jürgen Habermas beharrlich hin, greift die »unscheinbare Kontingenz« an, die in der Zufälligkeit des kombinierten Chromosomensatzes im individuellen Erbgut liegt; diese bildet aber eine Bedingung für die Gleichheit aller Menschen und die selbstreflexive Aneignung der eigenen Lebensgeschichte im Verlauf der Sozialisation. Subjekte werden wir nicht nach dem Vorbild des Fabrikanten, der ein Produkt herstellt geschaffen.

Martin Altmeyer ist klinischer Psychologe und Organisationsberater in Frankfurt/Main. Längere Beiträge von ihm zum Thema sind in der Frankfurter Rundschau, in der tageszeitung und in der Monatszeitschrift Kommune erschienen.